

WeltBlick

MAGAZIN DER BERLINER MISSION

Nr. 2/2025



INWÄRTS.

Zusammenwachsen

Portraits

Fünf Menschen,
fünf Orte

Seite 12

Rückblick

Aus Indien für
ein Jahr in Deutschland

Seite 18

Interview

Ulrich Schöntube über
den anderen Blick

Seite 23



BERLINER
MISSIONSWERK

Impressum



Nr. 2/2025

Die Zeitschrift **WeltBlick** erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage

9.000 Exemplare

Redaktion

Gerd Herzog, Samantha Kneissler

Editorial Design

NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout

Katrin Alt, helloworld.de

Druck

Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier

Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier

Circle Offset white, 170 g/m²

Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier

Charisma Silk, 80 g/m²

Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber

Direktor Dr. Ulrich Schöntube für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Für Sie immer aktuell!

Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten

→ berliner-missionswerk.de

→ talitha-kumi.de

Oder bestellen Sie unseren E-Mail-Newsletter.

Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an

✉ redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis

S. 8/9 Privat; **S. 12-17** Gerd Herzog; **S. 20** oben Gerd Herzog (2), unten Samantha Kneissler; **S. 23-27** Gerd Herzog; **S. 28** oben: EECMY; **S. 28** unten: jackmac34/Pixabay; **S. 29:** EKBO/Matthias Kauffmann; **S. 32/32** Gerd Herzog, außer Hinderling und Salah (privat); **S. 34** Konstantin Börner; **S. 35** Gerd Herzog; **S. 36** Nilsynode

Kontakt

Berliner Missionswerk

Georgenkirchstraße 69/70

10249 Berlin

E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de

Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto

Berliner Missionswerk

Evangelische Bank

BIC GENODEF1EK1

IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Transparenz und Kontrolle

Informationen zur Finanzierung des Berliner Missionswerkes, sowie zum Umgang mit Spenden und zur Kontrolle der Projektmittel finden Sie online unter → berliner-missionswerk.de/ueber-uns/transparenz

Titel



Beim Seminar der Inwärts-Freiwilligen auf Rügen. Im Gegensatz zu Süd-Nord-Freiwilligenprogrammen bezieht das Berliner Missionswerk auch Partnerkirchen im Globalen Norden in den Austausch mit ein. So entstand der Name »Inwärts-Programm«.
(Foto: Sabine Klingert)

**HABEN SIE ANREGUNGEN,
KRITIK ODER THEMEN-
WÜNSCHE?**

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

✉ redaktion@berliner-missionswerk.de

✉ Berliner Missionswerk
Redaktion **WeltBlick**
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

**WIR FREUEN UNS AUF IHRE
ZUSCHRIFT!**



www.blauer-engel.de/u2195

- ressourceneffizient und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsfrei gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



Gerd Herzog

leitet das Öffentlichkeitsreferat
des Berliner Missionswerkes.

Was haben Döner, Kardinalschnitte und das Brandenburger Tor gemeinsam? Sie alle kommen vor: In den Geschichten junger Menschen, die für ein Jahr nach Deutschland kommen, um in Kirchengemeinden, Kitas, Cafés oder Pflegeheimen mitzuarbeiten. Sie begegnen uns mit wachem Blick, stellen neugierige Fragen, die uns zum Nachdenken bringen (»Warum sind alle Gebäude beige?«) und bringen ihre ganz eigenen Perspektiven in unser Miteinander.

Diese Ausgabe von WeltBlick widmet sich dem Inwärts-Programm. Anders als viele Süd-Nord-Freiwilligeninitiativen bezieht das Berliner Missionswerk dabei auch Partnerkirchen aus dem Globalen Norden mit ein – etwa aus den USA oder Schweden. Der Name »Inwärts« steht für diesen Perspektivwechsel: Nicht der Blick nach außen steht im Vordergrund, sondern das bewusste Öffnen nach innen. Und die Frage, welche Impulse diese Begegnungen bei uns auslösen.

Da ist die taiwanische Kardinalschnitte, die im Berliner Studierenden-Café gebacken wird. Da sind Spaziergänge durch Frohnau, Musik mit Menschen mit Demenz in Grünheide, ein Freiwilliger im T-Shirt im Schneegestöber. Und da ist Swarnim Bage aus Indien, die mit entwaffnender Offenheit über die Bruchstellen zwischen zwei Welten schreibt und über das Wachsen dazwischen.

Das alles ist keine Idylle. Die jungen Menschen erleben Heimweh, Sprachbarrieren, innere Kämpfe. Doch gerade das macht ihre Geschichten stark. Sie zeigen: Glaube, Gemeinschaft und globale Partnerschaft leben davon, dass wir uns auf Neues einlassen. Dass wir hinhören. Und dass wir zulassen, dass uns andere den Spiegel vorhalten. Mit Humor, Respekt und manchmal auch einem Augenzwinkern.

Dass all dies möglich ist, verdankt das Berliner Missionswerk vielen engagierten Mentor:innen, aufgeschlossenen Einsatzstellen, gastfreundlichen Familien – und nicht zuletzt jenen, die das Programm mittragen, begleiten und fördern.

Mit dieser Ausgabe sagen wir: Danke für alle Begegnungen, die bleiben: manche auf Zeit, viele fürs Leben.

Ihr



Leitartikel
Begegnung als Programm

- 2 Impressum
- 3 Editorial
- 4 Inhalt
- 6 Meditation: »Gott ist einen Schritt voraus«**
Von Dr. Ulrich Schöntube



Fünf Menschen, fünf Orte
Inwärts-Freiwillige kennenlernen

INWÄRTS. ZUSAMMENWACHSEN.

- 10 Leitartikel**
Freund:innen
Das Inwärts-Programm verbindet Welten
- 14 FotoAlbum**
Fünf Menschen, fünf Orte
Inwärts-Freiwillige kennenlernen
- 17 Drei Fragen an...**
Lusine Zeytunyan
Interkulturelle Begegnungen als Programm
- 18 Rückblick**
Zwei Himmel im Herzen
Ein Jahr in Deutschland
- 20 Gespräche**
Der Welt geben, was ich habe
Drei Freiwillige über Deutschland
- 23 Interview**
»Wir brauchen den anderen Blick«
Mit Direktor Dr. Ulrich Schöntube

- 30 Kontrovers**
Kritisch erinnern
Über das neue Buch »Mission:Reflexion«

23



Interview

»Wir brauchen den anderen Blick«

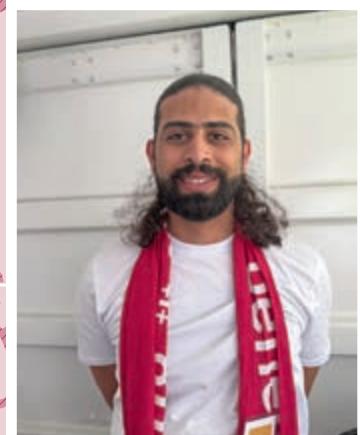
18



Rückblick

Zwei Himmel im Herzen

20



Im Gespräch

Drei Freiwillige
über Deutschland

32 Menschen mit Mission

34 LeseStoff

36 Spenden und Helfen: Witwen in Ägypten

»GOTT IST EINEN SCHRITT *voraus*«

»Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm.«

Apostelgeschichte 10,34

VON ULRICH SCHÖNTUBE

Über meinem Schreibtisch zu Hause hängt ein alter Kupferstich. Er stammt aus einer Serie zur Apostelgeschichte von dem Niederländer Maarten de Vos. Zu sehen ist eine merkwürdige Geschichte, die in verschiedenen Szenen simultan erzählt wird. Da ist links oben Petrus in einer Dachkammer eines Hauses. Er betet und sieht durch das Fenster eine Erscheinung. Vor ihm breitet sich ein Tuch mit Tieren aus, die in jüdischer Tradition als unrein galten. In der Bibel wird dazu erzählt, dass eine himmlische Stimme Petrus auffordert zu essen, was er jedoch standhaft verweigert. Darauf fällt der Satz: »Was Gott rein gemacht hat, nenne Du nicht unrein.« Ratlos war Petrus nach dieser Erscheinung. Nun fragen – das ist eher rechts ganz im Hintergrund – drei Männer nach Petrus und bitten, dass er sich in das Haus des Kornelius aufmache. Der ist römischer Hauptmann und will gerne das Christentum annehmen. Ein weiteres Mal – so erzählt die Apostelgeschichte – hört Petrus eine göttliche Stimme, die ihm verheißt, den Bitten der Boten zu folgen und zu Kornelius gehen. Damit wird die Vision des Tuches,

durch die religiös begründete Speiseregeln aufgehoben werden, in den Zusammenhang gestellt, kulturelle Grenzen zu überwinden. Petrus wird überwunden, zu jenen zu gehen, die etwas von Christus erkannt haben. Dabei soll er seine kulturellen Regeln, die er von klein auf gelernt hat, hinter sich zu lassen. Das kann er. Denn er erkennt: Gott ist schon dort. Im Sound des Lukas sagt Petrus: »Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm.« (Apg 10,34)

Es ist eine Geschichte, die sehr viel über kulturelle Grenzen, über Regeln, ja vor allem über das Zögern erzählt. Darin ist sie gut, in unserer Zeit zu lesen. Denn es gibt doch viele Bedenken, wenn es um Mission geht. Da spielen Gedanken der postkolonialen Theologie eine Rolle, gute und schlechte Geschichten der Vergangenheit, denen wir uns verschiedentlich mit Ausstellungen und Publikationen stellen. Das ist auch gut so!

Ich stelle mir vor, Petrus hätte mit seinem Zögern eine Stimme in unserer Zeit. Wie würde er



sein Bedenken ausdrücken? Vielleicht so: »Was Mission, aber wir missionieren doch keine Leute und versuchen sie zu überzeugen von Sachen, mit denen wir selbst ringen im Alltag.« Oder: »Was Mission? – Was sollen wir denn noch alles machen in der Kirche und in der Gemeinde? Ich muss erst noch die Konfirmanden versorgen, mich um das Präventionskonzept kümmern, den Kirchenhaushalt verstehen, eine Fundraising-Kampagne für das Kirchendach starten, die Regionalisierung vorantreiben, Kandidaten für den Gemeindekirchenrat finden, im Kalender eine Lücke finden ... kurzum keine Zeit.« Petrus' Zögern, seine kulturellen Grenzen – es hat so viele Stimmen in unserer gemeindlichen Wirklichkeit.

In diesem Heft erzählen wir ein paar Petrusgeschichten unserer Freiwilligen, die zu uns kommen. Fruchtbare Begegnungen, in denen Kulturen überschritten werden, die sich vor Ort hier in unseren Gemeinden ereignen. Kleine Geschichten, die auf die noch viel größere Zusage des Evangeliums hinweisen. In der Geschichte von Kornelius und Petrus heißt diese Zusage: Gott ist schon da! Einen Schritt voraus. Der ghanaische Theologe Kwame

Bediakoh hat dazu einen schönen Gedanken entwickelt. Er schreibt, dass die Menschwerdung Christi, die Inkarnation, bedeute dass Christus in jeder Kultur je und je neu Gestalt gewinnt. Mission hat also etwas mit dem menschlichen Antlitz Gottes zu tun, dass wir jenseits unserer kulturellen Grenzen entdecken dürfen.

Darauf freue ich mich in der neuen Aufgabe. Und ich lasse mich gern von dem Kupferstich über meinem Schreibtisch daran erinnern: Gott ist einen Schritt voraus. Bei allem Kleinlichkeiten meiner Gedanken am Schreibtisch und im Alltag.

/



Dr. Ulrich Schöntube

ist seit 1. Juni Direktor des Berliner Missionswerkes.





INWÄRTS.
Zusammenwachsen

Inwärts in Aktion: Wenn internationale Begegnung für einen Moment ganz leicht aussieht. Hier der Jahrgang 2023/24. Swarnim Bage (unten, 2. von re.) berichtet auf Seite 18/19 von ihrer Rückkehr nach Indien.

FREUND:INNEN

Bänder, die halten

Manchmal sind es ganz kleine Fragen, die plötzlich groß erscheinen – und genau das macht das Programm so wertvoll: Es verbindet Menschen, die sich verstehen wollen, auch wenn sie unterschiedlich ticken. Und am Ende nehmen alle mehr mit als nur Erfahrungen in Deutschland.

TEXT: SABINE KLINGERT

»Wusstest du, dass in Deutschland bei Hochzeiten alle weinen – obwohl es doch eigentlich ein fröhliches Fest sein sollte?« Die Frage stellt Meshak aus Kenia, der für ein Jahr in einer Berliner Kirchengemeinde mitgearbeitet hat. Er lachte sichtlich amüsiert über diesen für ihn so widersprüchlichen Brauch. Kein Spott, nur ehrliches Staunen.

Es sind solche Momente, die mich immer wieder innehalten lassen. Wie selbstverständlich uns unsere Gewohnheiten erscheinen, bis jemand uns den Blick von außen vermittelt. 16 junge Menschen aus Ostasien, Afrika, Europa, Kuba oder dem Nahen Osten leben und arbeiten aktuell mit dem Inwärts-Programm des Berliner Missionswerkes in deutschen Kirchengemeinden, Schulen oder sozialen Einrichtungen. Sie kommen, um mitzugestalten. Und verändern dabei unser Bild von Welt, von Glauben und Gemeinschaft.

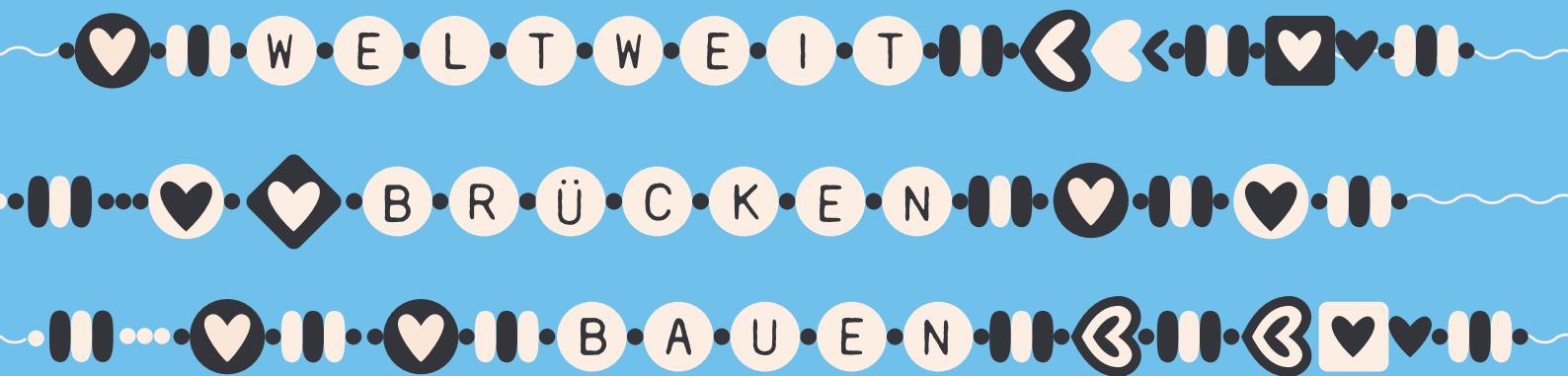
Einzelne Freiwillige aus den weltweiten Partnerkirchen gab es früher schon, aber erst seit 2016 ist das Inwärts-Programm fester Bestandteil des ökumenischen Freiwilligenaustauschs. Die Aufnahme in das staatlich geförderte Programm »weltwärts Süd-Nord« im Jahr zuvor war ein Meilenstein – und zugleich ein Schritt ins Ungewisse. Wo finden wir geeignete Einsatzstellen? Wie begleiten wir junge Menschen, die zum ersten Mal in Deutschland sind? Und was heißt es überhaupt,

willkommen zu heißen – in einem Land, das immer wieder mit seiner eigenen Willkommenskultur ringt?

Vor der Einreise steht eine Menge Papierkram: Visaanträge, Aufenthaltserlaubnis, Sprachförderung. Und diese bürokratischen Herausforderungen nehmen nach der Ankunft in Deutschland kein Ende. Vieles, was für uns Alltag ist, kann für unsere Freiwilligen zur Hürde werden. Ohne das Engagement unserer Partnergemeinden, Mentor:innen, Gastfamilien und Einrichtungen wäre das Programm nicht tragfähig. Dafür an dieser Stelle unser herzlicher Dank.

Denn ein Freiwilligendienst in Deutschland ist keine einfache Reise. Für viele ist es das erste Mal, dass sie sich außerhalb vertrauter Strukturen orientieren müssen – in einer Sprache, die sie vielleicht erst seit wenigen Monaten lernen. Sie sind Gäste, aber auch Mitgestalter:innen. Sie sollen sich einbringen, aber auch Grenzen wahren. Diese Spannung ist Teil des Programms – und eine Chance.

Wir laden die Freiwilligen ein, ihre Perspektive mit uns zu teilen: Was irritiert sie? Was fällt ihnen auf? Was würden sie anders machen? Das ist nicht immer leicht. Wer beispielsweise aus einem kulturellen Kontext kommt, in dem Kritik – zumal an Älteren – als Respektlosigkeit gilt, braucht Mut, sich zu äußern. Umso beeindruckender ist es, wenn junge Menschen diesen Schritt wagen und



wir voneinander lernen, Strukturen und Haltungen zu hinterfragen.

Manche Diskussionen sind herausfordernd. Wenn es etwa um queere Lebensweisen geht, treffen sehr unterschiedliche Prägungen aufeinander. Während einige sich offen zeigen, ist das Thema für andere mit Scham oder Ablehnung verbunden. Aber oft entsteht nach der ersten Irritation ein echter Dialog. Tastend, ehrlich, ohne Zwang zur Einigkeit. Genau darin liegt die Kraft des Programms: Es eröffnet Räume für Verstehen, nicht für Belehrung.

Viele der Rückfragen der Freiwilligen wirken auf den ersten Blick banal. »Warum sind alle Gebäude in der Innenstadt beige?« »Warum essen Deutsche ständig Brot?« »Warum trinken Menschen bei kirchlichen Festen Alkohol?« Und doch berühren sie tief verwurzelte Selbstverständlichkeiten unseres Alltags. Diese neugierigen Fragen sind kein Angriff. Sie öffnen. Sie bringen uns zum Nachdenken – und manchmal auch zum Schmunzeln. Sie erinnern daran, dass unsere gefühlte Normalität keineswegs normal ist.

Unsere Begleitseminare greifen diese Erfahrungen auf. Sie sind kein Frontalunterricht, sondern ein geschützter Ort zum Durchatmen und Sortieren. Wir sprechen über Rassismus, über Sprachlosigkeit, über Heimweh – aber auch über Solidarität, Selbstbewusstsein und Humor. Eine Teilnehmerin erzählte, dass sie sich am Anfang

nicht traute, in der U-Bahn laut zu sprechen. Weil sie nicht auffallen wollte, weil sie nur gebrochen Deutsch sprach. Ein halbes Jahr später stand sie vor der Gemeinde und gestaltete eine Andacht. Auf Deutsch.

Das Inwärts-Programm ist nicht nur ein Ort des Lernens. Es ist, ganz unaufgeregt, eine Form von Friedensarbeit. In einer Zeit, in der nationale Grenzen wieder wichtiger zu werden scheinen, Migration als Bedrohung diskutiert wird, rassistische Stimmen lauter werden. Im Kreis der Inwärts-Freiwilligen begegnen sich Menschen aus vielfältigen Kulturen und Realitäten. Sie streiten. Sie lachen. Sie reiben sich aneinander – und wachsen zusammen.

Emily aus den USA sagte beim Abschiedsseminar: »Ich habe nicht nur Deutschland kennengelernt – ich habe auch mich selbst besser verstanden.« Schöner kann man kaum sagen, was dieses Jahr bewirken kann. Die jungen Menschen sind keine Gäste auf Zeit. Sie sind Brückenbauer:innen, Impulsgeber:innen, Kritiker:innen – und manchmal ganz einfach: Freund:innen.



Sabine Klingert

hat selbst viel Erfahrung in anderen Ländern und Kulturen und leitet seit 2013 das Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes.

Fünf Menschen, fünf ORTE



Yu-Ming Liu, Taiwan

Studentisches Begegnungscafé »Himmliche Höfe«, Berlin-Mitte

Von Montag bis Donnerstag, jeweils von 11 bis 18 Uhr, steht Yu-Ming im Berliner Café »Himmliche Höfe« beim Theologischen Konvikt. »Ich backe und kuche leidenschaftlich gern«, sagt der junge Taiwanese, »Kuchen, Desserts oder auch asiatisches Essen.« Zum Beispiel »Stinky Tofu« – eine fermentierte, streng riechende taiwanische Spezialität. »Riecht wie... naja, wie etwas ganz Übles«, lacht er. In Berlin ist Yu-Ming nicht zum ersten Mal. Schon zuvor war er zu Besuch, jetzt nutzt er die Zeit zur Vorbereitung. »Ich studiere Musik und will in

Deutschland Gesang weiter lernen«, sagt er. Er besucht regelmäßig Konzerte und Opern, liebt Mozart und Bach, hat sich bereits eine Gesangslehrerin gesucht – und findet bei ihr seine Rolle: »Ich bin eher der lustige Typ auf der Bühne, nicht der Held.« Am Arbeitsplatz gefällt ihm vor allem die Freiheit: »Ich darf hier machen, was ich will – sogar üben.« Sein Lieblingskuchen? Die österreichische Kardinalschnitte. Den Kuchen hat er in einem Wiener Café entdeckt.
→ himmlische-hoefe.de

Aus Taiwan, den USA, Südafrika, Kenia und Palästina: Fünf junge Menschen unterstützen als Inwärts-Freiwillige des Berliner Missionswerkes Gemeinden, Kitas und Projekte in Berlin und Brandenburg. In kurzen Porträts erzählen sie, wer sie sind, was sie motiviert und was sie in Deutschland erlebten.



Sarlize van Zyl, Südafrika

Evangelische Kindertagesstätte Niederschönhausen

Sarlize van Zyl kommt aus Südafrika – und verbrachte ein Freiwilligenjahr in einer Berliner Kindertagesstätte. »Ich wollte mit Kindern arbeiten, eine neue Sprache lernen und erleben, wie der Alltag in einem anderen Land wirklich ist«, erzählt sie. Vor ihrer Abreise hatte eine Bekannte sie noch gewarnt: Deutsche seien nicht besonders freundlich. Doch Sarlize machte andere Erfahrungen. »Alle waren offen, hilfsbereit und geduldig mit mir – auch wenn mein Deutsch nicht perfekt war.« Besonders beeindruckt hat sie der öffentliche Nahverkehr in Berlin. »Mit der BVG kommt man fast überall hin, fast zu jeder Tages- und Nachtzeit«, sagt sie. »Man-

che Menschen beschweren sich oft, aber vieles funktioniert richtig gut.« In Berlin hat sie auch ihren Lieblingsort gefunden: das Brandenburger Tor. »Wenn ich traurig bin, gehe ich dorthin. Ich weiß nicht warum, aber ich fühle mich dort besser.« Dass hier einst die Mauer stand, wusste sie anfangs nicht. Heute schlendert sie manchmal vom Alexanderplatz die Straße Unter den Linden entlang bis zum Pariser Platz. »Ich mag diese kleinen Spaziergänge – und dass so viele Menschen an diesem Ort einfach fröhlich sind.«

→ hausderfamilie.org



Laith Jaidy, Palästina

Evangelische Schule Frohnau

Ein Freiwilligenjahr in Berlin – was bedeutet das eigentlich? Für Laith jedenfalls eine Menge. Der junge Mann, der aus Palästina kommt, beschreibt seine Zeit in Deutschland als »definitiv ein neues Erlebnis«. Besonders beeindruckt haben ihn die Unterschiede: »Kultur, Sprache, Bildung, Essen – sogar das Wetter und die Häuser. Alles ist anders.« Und obwohl Berlin groß und vielfältig ist, fühlt er sich in seinem Kiez besonders wohl: »Viel Grün, eine ruhige Gegend, und kleine Läden sind nicht weit. Ich gehe in Frohnau gern spazieren.« Geboren wurde Laith in Warrington, Großbritannien. Sein Vater kommt aus Palästina, seine Mutter aus Eng-

land. Als er drei Jahre alt war, zog seine Familie nach Palästina. In Beit Jala besuchte er die evangelische Schule Talitha Kumi, »dadurch war der Weg nach Deutschland vielleicht ein bisschen leichter«, sagt er. Eine Schülerbegegnung bei Freiburg, organisiert durch die Schule, hat ihn nachhaltig geprägt. Die Freundschaften von damals bestehen bis heute. Was ihn an Deutschland besonders überrascht hat? »Das gute Brot!«, sagt Laith lachend. Und was wird er am meisten vermissen? »Das Brot – und dass ich mich hier frei bewegen kann.«

→ ev-frohnau.de



Moses Akweya, Kenia

Seniorenzentrum Grünheide der Stephanus-Stiftung

Jeden Montag engagiert sich Moses Akweya in einem Pflegeheim für Menschen mit Demenz in Grünheide bei Berlin. »Wir machen Musik mit den älteren Menschen – mit Rhythmen, die Erinnerungen wecken«, erzählt er. »Das ist sehr erfüllend.« Die musikalische Arbeit passt gut zum Konzept der Einrichtung: »Beziehungspflege statt Funktionspflege«, sagt Pflegedienstleiterin Sylvia Böhme. Sie war es auch, die vor einigen Jahren die Kontakte nach Kenia geknüpft hat. So entstand bei Moses die Idee, nach Deutschland zu kommen. »Deutschland hat eine reiche Musikkultur«, sagt Moses, der selbst

Musiker ist. Besonders freut er sich über die vielen Orgeln in evangelischen Kirchen – und darüber, dass viele Menschen hier Noten lesen können. Beeindruckt haben ihn in Deutschland auch scheinbar kleine Dinge: »Dass Supermärkte sonntags schließen, damit die Menschen Zeit mit ihren Familien verbringen – das finde ich besonders.« Oder dass viele Häuser keine Zäune haben. In seiner Freizeit im Sommer zieht es ihn oft an den nahen Peetzsee. »Im Winter bleibe ich lieber drinnen«, sagt er und lacht.

→ stephanus.org/sz-gruenheide



Nathaniel Odom, USA

Samariter-Anstalten, Fürstenwalde

Nate kommt aus Asheville, North Carolina. Die Stadt liegt malerisch in den Blue Ridge Mountains, hat viele Künstlerateliers und ist in den USA bekannt für ihre Liberalität. »Aber hier in Deutschland sage ich einfach nur, dass »Dirty Dancing« ganz in der Nähe gedreht wurde« sagt Nate und lacht. Als Nathaniel nach Deutschland kam, war ihm vieles fremd. Das Wetter, der öffentliche Nahverkehr, die wortkargen Begrüßungen. Seit Sommer letzten Jahres lebte und arbeitete er für ein Jahr als Freiwilliger in Fürstenwalde. Er sei froh gewesen, sagt Nate, dass er vor seinem Freiwilligenjahr schon etwas Deutsch konnte. Aber für ihn ist Kommunikation mehr als Sprache. Es geht um die Frage, wie

man mit Menschen umgeht, deren Fähigkeiten sich stark von den eigenen unterscheiden – und um die Rolle, die man dabei selbst einnimmt. Ist man Ratgeber? Problemlöser? Oder will man das nur sein? In seinem Alltag – oft geprägt vom Miteinander in einem internationalen, sozialen Umfeld – stößt er immer wieder solche Situationen. »Wenn der Getränkeautomat kaputt ist, helfe ich, klar«. Aber was ist mit zwischenmenschlichen Problemen? Wann ist Hilfe sinnvoll, wann übergriffig? Diese Fragen beschäftigen ihn. »Ich bin gekommen, um etwas zu geben – aber ich habe mehr gelernt als erwartet«, sagt Nate.
→ www.samariteranstalten.de/haus-emmaus

Drei FRAGEN an...



... LUSINE ZEYTUNYAN

Viele Freiwillige sagen, sie fühlen sich vom Team sehr umsorgt. Wie erleben Sie die besondere Beziehung zu ihnen?

Lusine Zeytunyan: Ich schätze und respektiere unsere Freiwilligen sehr – mit all ihren unterschiedlichen Persönlichkeiten. Ich denke, sie spüren das, und so entsteht Vertrauen. Sie wissen, dass wir immer ein offenes Ohr für sie haben. Wichtig ist für mich die gegenseitige Wertschätzung: Wir begegnen uns nicht als Arbeitskolleg:innen im Rahmen des Programms, sondern als Menschen auf Augenhöhe. Das zeigt sich auch im Alltag – zum Beispiel in unserer WhatsApp-Gruppe. Dort geht es nicht nur um Organisatorisches, sondern auch um persönliche Eindrücke. Als ich beim Kirchentag nicht dabei sein konnte, haben mir die Freiwilligen beispielsweise Videos geschickt und mich so an ihrer Erfahrung teilhaben lassen.

Lusine Zeytunyan begleitet seit 2023 mit viel Einfühlungsvermögen, Organisationsgeschick und interkultureller Kompetenz die Inwärts-Freiwilligen des Berliner Missionswerks – und betont, wie viel sie selbst von den jungen Erwachsenen lernt. Die Fragen stellte Samantha Kneissler.

Sie begleiten als Koordinatorin des Inwärts-Programms die Freiwilligen durch ihr Jahr in Deutschland. Inwiefern hilft Ihnen Ihre eigene Migrationserfahrung dabei?

Lusine Zeytunyan: Ich kam als Zwanzigjährige aus Armenien nach Deutschland, um Romanistik zu studieren – in einem ähnlichen Alter wie viele unserer Freiwilligen. Damals war ich ganz auf mich allein gestellt, das hat vieles erschwert. Deshalb weiß ich, wie entscheidend eine gute Begleitung beim Ankommen ist. Gerade am Anfang ist alles neu: die Sprache, die Abläufe, die Kultur. Ich erinnere mich gut an dieses Gefühl, nicht dazugehören. Lange Zeit fühlte ich mich als Ausländerin in Deutschland. Diese Erfahrungen helfen mir heute, unsere Freiwilligen besser zu verstehen – ich weiß, dass vieles Zeit und Geduld braucht.

Was sind für Sie die größten Herausforderungen – aber auch die schönsten Momente – bei der Begleitung junger Menschen, die so weit weg von Zuhause sind?

Lusine Zeytunyan: Am meisten berühren mich die interkulturellen Begegnungen. In den Seminaren spreche ich mit den Freiwilligen darüber, wie sie ihren Aufenthalt für sich gut gestalten können – doch eigentlich lerne ich selbst viel von ihnen. Durch meine Herkunft und mein Studium gehört es zu meinem Leben, mich mit Menschen aus aller Welt zu verbinden. Es ist ein großes Privileg, diese jungen Menschen ein Stück ihres Weges begleiten zu dürfen. Besonders beeindruckt mich, wie resilient viele sind – vor allem diejenigen aus Krisenregionen, die sich dennoch mit großer Präsenz einbringen. Ich freue mich, wenn die Freiwilligen sich gegenseitig unterstützen. Und dann ist da das Abschiednehmen: Wenn ein Jahr endet, fällt das Loslassen schwer, während die Vorfreude auf die nächste Gruppe wächst. Umso schöner ist es, mit vielen Freiwilligen in Kontakt zu bleiben.

Zwei Himmel im *Herzen*

**Swarnim Bage über
die Reise zu sich selbst**

Swarnim Bage war Inwärts-Freiwillige im FACE Familienzentrum in Berlin im Jahrgang 2023/2024. In der Hauptstadt lernte sie sich selbst neu kennen – und erzählt von Abschieden, Neuanfängen und der Suche nach einem Platz in der Welt.

ch saß im Flugzeug, als die Wolkenkratzer von Frankfurt in den weißen Wolken verschwanden. Darüber, darunter – Leere. Mir war, als ob das Flugzeug meinen Geist widerspiegelierte. Ich, Swarnim, einst so selbstsicher, steuerte auf eine Wolke der Unsicherheiten zu. Ich komme aus Ranchi, einer kleinen Stadt in Indien, in der sich unsere Wohnung immer wie eine kleine Box voller Privilegien anfühlte – umhüllt von der unbekannte Welt. Ich sehnte mich danach, die Welt in all ihrer Schönheit und ihrem Leid kennenzulernen. Ich wollte ein Teil von ihr zu werden. Als Mädchen aus der Mittelschicht war die-

ser Freiwilligeneinsatz nichts weniger als ein unerreichbarer Traum. Meine Mutter und meine beste Freundin standen weinend am Flughafen – ich schaute nicht einmal zurück. Mein europäischer Traum begann. Was sollte schon schief gehen?

Die weißen Wolken waren eine Vorahnung. Nach drei Tagen rief ich weinend meine Mutter an und bat sie, mich nach Hause zu holen. Das Haus, in dem ich lebte, fühlte sich an wie ein schwarzes Loch, bereit, mich zu verschlucken. Ich machte Überstunden und blieb lange aus. Ich hatte Angst vor dem Haus. Es wirkte auf mich wie eine ältere, mürrische

Dame, die auf mich wartete. Sie hob den Kopf, wenn ich kam – ich war ihre einzige Freundin. Und ich fürchtete, sie würde meine werden. Ich kannte Depressionen. Ich sorgte mich, wieder hineinzufallen – und dass ich, ohne meine Mutter in der Nähe, vielleicht nicht einmal aufstehen würde, um etwas zu trinken.

Aber ein Überlebensinstinkt in mir regte sich. Wenn ich den Tiefpunkt erreicht hatte, konnte es doch nur bergauf gehen. Ich fing an, »Ja« zu sagen: zu Abendessen, Jugendtreffen, Handarbeitsabenden mit Senior:innen. Ich suchte Kontakt zu anderen Freiwilligen, Menschen zu Hause. Ich lernte, dass meine Gefühle keine Last sind – sondern eine Brücke. Andere suchten ebenfalls Verbindung. Der Frühling kam, und Berlin blühte auf. Und ich mit. Ich bewegte mich anders – leichter, freier. Die Freundschaften, die ich schloss, gaben mir Kraft. Ich baute mir mein eigenes Leben auf – ich war stolz.

Schließlich musste ich dieses riesige Leben in einen 23-Kilo-Koffer packen und nach Hause zurückkehren. Ich wusste gar nicht mehr genau, wo »Zuhause« war. Bei unserem Abschiedsseminar in Kladow standen wir im Gebet und sprachen unsere Ängste aus. Ich sagte: »Ich habe Angst, dass meine Welt plötzlich zu klein wird.«

Berlin war ausdrucksstark. Berlin war queer. Zuhause hingegen waren meine Schultern wieder bedeckt. Man sagte mir, ich solle meine Ringe abnehmen – »sie erregen Aufmerksamkeit.« Es ging nicht um Kleidung. Es war das Gefühl, dass alle versuchten, mich wieder zurück in eine aufgeräumte Schublade zu stecken. Aber ich hatte mich verändert. Die Mütter mit Migrationserfahrung, mit denen ich im Gemeindezentrum arbeitete, hatten mich Resilienz gelehrt: Dass ich, wenn alles auseinanderfällt, über Ozeane schwimmen und ein neues Leben aufbauen kann. Meine neurodivergenten jungen Mitstreiter:innen zeigten mir, mich von niemandem in eine Schublade schieben zu lassen. Die Queers, die ich traf, brachten mir bei, dass die Freiheit zur Selbstentfaltung es wert ist, ein ganzes Land hinter sich zu lassen. Meine deutschen Gastgeber:innen lehrten mich freundlich zu sein, und gleichzeitig meine Grenzen zu wahren. Berlin als Kollektiv führte mir vor Augen, wofür Menschen auf der ganzen Welt bereit sind zu kämpfen.

Oft sollen wir Freiwilligen in unseren Herkunftsländern »Botschafter:innen« dieses neuen Wissens sein. Doch es schmerzt, dass zwar wir uns verändert haben, die Denkweisen und Systeme um uns herum jedoch starr geblieben sind. Viele erwarteten von mir, dieselbe Person zu sein wie vorher.

Sie dachten, mir hätte jemand Flausen in den Kopf gesetzt. Ich kämpfte gegen eine Welle. Und die Trauer darüber, ein Leben, Freund:innen und vor allem eine Version meineselbst zurückzulassen, wog so schwer, dass ich kaum vorankam. Meine Karrierepläne konnten scheitern. Manche Freiwilligen verloren alte Freund:innen. Jeden Tag war ich müde, weil ich – egal wie sehr ich es versuchte – die Vergangenheit nicht abschütteln konnte.

Die Einzigen, die mich verstehen konnten, waren Zeitzonen entfernt. Glücklicherweise schaffte ich es dennoch, in Kontakt mit anderen Freiwilligen zu bleiben. Auch sie hatten Schwierigkeiten. Eine Freundin erzählte, ihr Therapeut erklärte ihr, dass sich ihre Persönlichkeit in Deutschland weiterentwickelt habe und sie nun quasi zwei Identitäten habe. Ich glaube, viele Freiwillige erleben dieses Dilemma. Die Version von mir selbst, die in Deutschland möglich war, ist verschwunden. Auch die Version, die mein Leben in einem anderen Land aufgebaut hat, muss ich zurücklassen. Ich fühle mich wie ein leeres Blatt – und das macht Angst. Ohne inneren Kompass, fällt es uns ehemaligen Freiwilligen schwer zu verstehen, welchen Weg unser Leben jetzt nehmen soll.

Ich habe keine wirklichen Antworten, nur Erfahrungen. Wenn ich mein Leben schon einmal aufgebaut habe, kann ich es sicher noch einmal tun. Ich versuche, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir guttun – Lesen, Basteln. Ich suche die Nähe von Menschen, bei denen ich mich wohlfühle – alten Freund:innen und meiner Familie. Natürlich halten sie dabei auch eine Version von mir aufrecht, die ihnen vertraut ist. Während unsere internationalen Videoanrufe um drei Uhr morgens meinen Trauerschmerz lindern, versuche ich, meine verschiedenen Persönlichkeitsteile zu verstehen und sie zu einem neuen Ganzen zusammenzufügen. Wenn mich mein Freiwilligenjahr eines gelehrt hat, dann das: Ich kann viel mehr, als ich denke!



Swarnim Bage

ist Literaturwissenschaftlerin und schreibt am liebsten über geschlechterbezogene und mentale Themen.

»Der WELT geben was ich habe«

Drei junge Freiwillige aus Kenia, Schweden und Palästina erzählen, was sie während ihrer Zeit in Deutschland bewegt, überrascht und verändert hat.



Von oben: Benson Muthomi Mbaya, Inéz Matilda Fränzen, Sam Quassis.

TEXT: SAMANTHA KNEISSLER

Benson Muthomi Mbaya, genannt Somii, ist 25 Jahre alt und kommt aus Kenia. Seit einigen Monaten lebt er in Fürstenwalde und unterstützt dort die evangelische Jugendarbeit im Kirchenkreis Oderland-Spree. Gemeinsam mit einem weiteren Inwärts-Freiwilligen aus Kenia organisiert er Jugendtreffen, bei denen gekocht, gespielt, musiziert und über den Glauben gesprochen wird. Für Benson ist das Freiwilligenjahr eine Chance, in Krisenzeiten Verantwortung zu übernehmen: »Ich möchte gerade jetzt der Welt geben, was ich habe – besonders im Hinblick auf meinen christlichen Glauben«, erzählt er. Zugleich war er neugierig auf Deutschland: »Ich wollte sehen, wie die Welt außerhalb Kenias ist – im Guten wie im Schlechten.« Auch Inéz Matilda Fränzen, genannt Mate, entschied sich aus religiösem Interesse für den Dienst. Die Schwerdin wollte erleben, wie christlicher Glaube andernorts gelebt wird. Nach zwei Jahren Freiwilligenarbeit in Schweden zog es sie deshalb nach Berlin. Dort arbeitet sie mit einem weiteren Inwärts-Freiwilligen aus Taiwan im Café »Himmlische Höfe« des Theologischen Konvikts in Berlin-Mitte. Das Café ist ein Treffpunkt für junge Erwachsene und Studierende – Matilda hilft beim Kochen und Aufräumen. Hier möchte sie einen sicheren Ort mitgestalten, an dem sich Menschen willkommen fühlen. Sam Quassis aus Palästina wiederum kannte Deutschland und das Missionswerk bereits: »Meine Mutter unterrichtet Religion an der Schule Talitha Kumi – ich fühle mich dem Missionswerk seit langem sehr verbunden«, erzählt der 24-jährige Sportlehrer. Gemeinsam mit einem weiteren Inwärts-Freiwilligen aus Sambia lebt Sam in einer internationalen Wohngemeinschaft im Volunteershouse des Evangelischen Kirchenkreises Dortmund. Dort arbeitet er in einer Kindertagesstätte und in der Christus-Kirchengemeinde im Dortmunder Westen.

Leben und arbeiten in einem anderen Land – dabei erleben die Freiwilligen ungewohnte Routinen und überraschende Momente. Benson etwa wunderte sich über die vielen Raucher:innen – in Kenia sei das unüblich. Auch die Zurückhaltung in der Öffentlichkeit fiel ihm auf: »Im Zug spricht niemand miteinander, alle sind in ihre eigenen Welten vertieft – mit Kopfhörern oder Büchern.« Umso mehr beeindruckte ihn, wie gut der Alltag organisiert ist: der öffentliche Nahverkehr, die Sauberkeit, selbst die Haushaltsgeräte. Das habe ihn angesteckt: Heute führt Benson einen Kalender und ist gewissenhafter geworden. Sein neues Lebensmotto? »Wenn etwas nicht funktioniert – dann repariere es!« Auch Sam erlebte einiges, das ihn nachdenklich machte. Besonders in seiner Einsatzstelle erstaunten ihn die minderjährigen Mütter: »Ich habe das oft als Vorurteil von Europäer:innen uns Araber:innen gegenüber erlebt – dass wir sehr jung und viele Kinder bekommen würden. Aber das geschieht in Deutschland genauso.« Vormittags arbeitet Sam in der Kita, nachmittags engagiert er sich im Jugendzentrum der Gemeinde und gestaltet Freizeitangebote. Er schätzt vor allem die lebendigen Donnerstagabende mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen: »Wir spielen, kochen, lachen zusammen – das ist eine richtig gute Zeit.« Für Matilda war vor allem die Sprache eine Herausforderung. »Deutsch ist wirklich kompliziert«, sagt sie lachend. Oft muss sie in Gesprächen auf Englisch ausweichen – das klappt in Berlin zwar meistens, kostet sie aber häufig Überwindung. Besonders wohl fühlt sie sich im Café ihrer Einsatzstelle – dort erlebt sie viel Gemeinschaft: »Wir reden über Gott und die Welt – und plötzlich sind Stunden vergangen.« Wenn dann jemand erschrocken sagt: »Oh nein, ich muss

zur Uni!«, freut sich Matilda. Dann weiß sie: Es war ein gutes Gespräch.

Wie der christliche Glaube gelebt wird, unterscheidet sich von Land zu Land – das erfahren auch die drei Freiwilligen in Deutschland. Benson freut sich, dass er inzwischen besser Deutsch spricht. So kann er mehr über die lokale Glaubenspraxis der Menschen erfahren. »Hier zu predigen war anfangs ein Kulturschock für mich«, erzählt er lachend. »Die Gläubigen sind sehr gut informiert und stellen viele Fragen zur Heiligen Schrift – das kannte ich so nicht.« Sam hingegen überraschte, wie ruhig das Osterfest in Deutschland gefeiert wird. Für ihn, der aus Bethlehem kommt, ist es das wichtigste christliche Fest: »Das Licht kommt aus dem Heiligen Grab, die Menschen zünden Kerzen an und feiern mit Musik und Umzügen auf den Straßen.« In Deutschland hingegen verbrachte er den Tag mit einer Abendandacht und gemeinsamem Grillen. »Das war schon ziemlich ungewöhnlich,« schmunzelt er. Auch Matilda hat Unterschiede zur schwedischen Glaubenspraxis festgestellt: »In Schweden feiern wir immer das Abendmahl und es wird lange gepredigt. Hier ist das gemeinsame Singen und Musizieren zentraler – eine schöne Abwechslung.«

Die Zeit in Deutschland war für die drei auch eine Reise zu sich selbst – mit ganz individuellen Lernerfahrungen. So lernte Sam in der Jugendarbeit andere Menschen nicht vorschnell zu beurteilen. Stattdessen versucht er, Unterschiede stehen zu lassen: »Manchmal ist es besser, einfach bei sich zu bleiben. Dann sind wir uns eben einig, uneinig zu sein – das ist okay.« Auch Matilda hat ihren Blick auf Rollen verändert. In Schweden war sie es gewohnt, in Gruppen viel Verantwortung zu übernehmen. In ihrer Einsatzstelle wurde das nicht erwartet – eine Herausforderung für sie. Doch mit der Zeit erkannte Matilda: »Es ist völlig in Ordnung, ich darf loslassen und bin trotzdem Teil der Gruppe.« Auch Benson nahm aus seinem Freiwilligendienst mit, das Leben etwas gelassener anzugehen. Die entspannte Haltung vieler Menschen

hier hat ihn inspiriert. »Urlaub ist Urlaub« – dieser Satz ist ihm im Gedächtnis geblieben. Heute gönnt er sich bewusst kleine Auszeiten und sagt: »Ich muss nicht ständig hetzen.«

Nach zehn Monaten in Deutschland blicken die Freiwilligen wehmütig, aber auch dankbar zurück – und geben künftigen Teilnehmenden einige Tipps mit auf den Weg. Benson wird neben der neu gewonnenen Sorgfalt und Struktur vor allem eines vermissen: »Die Reisefreiheit innerhalb des Schengen-Raums – und Döner und Lasagne!«, sagt er lachend. Besonders dankbar ist er für das herzliche Team des Freiwilligenprogramms. Künftigen Freiwilligen empfiehlt er: »Deutschland bietet viel. Wichtig ist, Neues mit offenem Herzen zu begegnen, sich treu zu bleiben und den Glauben als Anker zu bewahren.« Matilda wird vor allem die Internationalität Berlins vermissen. Die vielen Gespräche mit Menschen aus verschiedenen Ländern und Kontexten haben sie beeindruckt. Gleichzeitig weiß sie: Sprache ist der Schlüssel. Ihr Tipp an alle, die nach ihr kommen: »Lernt so viel Deutsch wie möglich – das macht vieles leichter.« Auch Sam hat das Jahr intensiv genutzt – neben der Arbeit erkundete er neugierig das Land. Besonders angetan hat es ihm das Bier der Münchener Augustiner-Brauerei, sogar das Oktoberfest besuchte er. Künftigen Freiwilligen rät er: »Plant eure Zeit gut – das Jahr vergeht wie im Flug. Wer sich nicht organisiert, verpasst am Ende vieles.« /



Samantha Kneissler

ist Mitarbeiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Sie studierte unter anderem ein Jahr in Kolumbien und kann die interkulturellen Erlebnisse der Freiwilligen gut nachvollziehen.

»Wir brauchen den anderen BLICK«

Ulrich Schöntube ist seit Juni Direktor des Berliner Missionswerkes. Im Interview spricht er über Lernprozesse in der Mission, den Wert wechselseitiger Freiwilligendienste und die Frage, wie das Evangelium in anderen Kulturen Gestalt gewinnt.

INTERVIEW: GERD HERZOG, SAMANTHA KNEISSLER FOTOS: GERD HERZOG



Sie waren Direktor der Gossner Mission und kennen auch das Berliner Missionswerk schon lange. Nun leiten Sie es: Wie waren die ersten Wochen?

ULRICH SCHÖNTUBE: Die ersten Wochen waren angefüllt mit ganz vielen Gesprächen – hier im Haus, mit Menschen aus der EKBO und der Landeskirche Anhalts. Es fühlt sich gut an. Zu allererst, weil ich sehr freundlich aufgenommen worden bin.

Was beflügelt Sie und was motiviert Sie?

ULRICH SCHÖNTUBE: Meine Motivation, mich zu bewerben und hier zu arbeiten, sind Begegnungen. Mit Menschen aus den Kirchen, die das Werk tragen und aus den weltweiten Partnerkirchen. Gerade von letzteren möchte ich etwas über ihre Wirklichkeit erfahren, über ihre geistliche Motivation, ihre Bibeldeutungen und den Blick auf uns.

Warum ist dieser andere Blick, ist diese Verbindung so wichtig?

ULRICH SCHÖNTUBE: Unser kirchliches Leben durchläuft gerade einen großen Veränderungsprozess. Wie können wir Erfahrungen aus den

Partnerkirchen dafür nutzen? Wie ist das eigentlich bei mir, bei uns? Wie verstehen wir uns selbst? Wie verstehen wir das diakonische Handeln der Kirche? Ich glaube, dass wir in vielen Feldern voneinander viel lernen können. Wir werden beispielsweise immer mehr zur Kirche in einer Minderheitensituation – da gibt es beispielsweise in Osteuropa tradierte Erfahrungen. In Tansania oder Äthiopien dagegen wachsen die Kirchen, sind sehr stark.

Wie deuten Sie den Begriff »Mission«?

ULRICH SCHÖNTUBE: Ich verstehe den Missionsbegriff sehr stark von Begegnung und Kommunikation her: dass wir in einer Bewegung Gottes sind. Man spricht von der Missio Dei, in die wir hineingestellt sind – und in der wir der Kirche und der Gemeinde in der Welt Gestalt geben. Das hat mit vielen Lernprozessen zu tun, das finde ich faszinierend. Ich würde den Missionsbegriff deshalb auch gar nicht aufgeben wollen. Weil er tief gegründet ist in den biblischen Schriften. Man muss sich nur bestimmte Geschichten der Apostelgeschichte anschauen, etwa den Kämmerer aus Äthiopien oder die Verwandlung des Hauptmanns Korneilius. Dort kann man lesen, worauf es in diesen

Missionszusammenhängen ankommt: Dass sich der Blick auf die Welt und auf das Wirken Gottes in der Welt verändert.

Verstehen Sie auch Menschen, die den Begriff »Mission« kritisch sehen?

ULRICH SCHÖNTUBE: Natürlich ist Mission in der Geschichte oft so verstanden worden, dass wir meinten, andere nach unserer Kultur formen zu müssen. Der enge Zusammenhang zwischen Evangelium und Kultur war lange mit der Vorstellung verbunden, Letzteres zu exportieren. Das ist eben gerade nicht Mission. Wenn man Missionsgeschichte ernsthaft betrachtet, merkt man, dass es bereits im 19. Jahrhundert in vielen Berichten – auch von anderen Kontinenten – Hinweise auf einen

Lernprozess gibt. Missionare haben nach Hause geschrieben, nach Deutschland berichtet. Wir sind heute oft sehr schnell dabei, solche Texte als untauglich zu verwerfen, weil Begriffe wie »Heiden« vorkommen. Aber eigentlich ist es viel interessanter zu sehen, wie sich durch die Begegnung mit anderen Kulturen die Sichtweise der Missionare verändert hat. Wie das Evangelium an diesen Orten Schritt für Schritt

eine andere Gestalt gewinnt. Mein Schlüsselerlebnis war die Lektüre eines der ersten Konversionsberichte aus der Gossner Mission. Die Missionare zogen im tiefen Glauben los: Wir bringen das Evangelium den Heiden. Und dann stellen sie fest: Da passiert ja gar nichts. Die Bekehrung lässt auf sich warten. In einem Bericht heißt es, dass sich die Konversion in einem Moment ereignet, in dem die Missionare sie nicht erwartet haben. Nach dem Gottesdienst sitzen sie zusammen und essen. Mit einem Sahib zusammen essen! Das war für Adivasi, die indigenen Völker Indiens, im 19. Jahrhundert undenkbar. Und dann schreiben die Missionare nach Berlin: »Sie haben mit uns gegessen. Sie wollen getauft werden. Aber sie haben ihre Sünde noch nicht bekannt.« Gerade dieser Nachsatz ist so interessant: Er zeigt, wie sehr die Missionare noch in ihrem eigenen Denken gefangen sind – und zugleich doch spüren: Da hat sich etwas ereignet. Eine andere Farbe des Evangeliums beginnt zu leuchten. Und für die »Anderen« ist das Evangelium noch einmal etwas ganz anderes als für uns.



Sie haben in Ihrer früheren Gemeinde, in Berlin-Frohnau, regelmäßig Freiwillige aus Indien aufgenommen.

ULRICH SCHÖNTUBE: Und das waren sehr schöne Erfahrungen. Die jungen Menschen aus Indien haben im Kirchencafé mitgearbeitet, vor allem aber auch in den Jugendgruppen. Den engsten – und lustigsten – Kontakt hatte ich mit Anup Indwar. Er kommt aus Westbengalen, aus dem Nordosten Indiens, nahe der Grenze zu Bangladesch. Wenn er von zu Hause in die Ferne blickt, sieht er die Teegärten, über denen die Sonne hängt, und am Horizont die Gipfel des Himalayas. Seine große Sehnsucht war deshalb, einmal richtigen Schnee zu erleben. Ich sagte: »Kein Problem. Wir fahren sowieso eine Woche zum Skifahren ins Erzgebirge – komm doch einfach mit!« Und dann sind wir hingefahren. Aber da war kein Schnee. Für Anup ein echtes Drama: »Aber das ist doch eine Gegend, wo Schnee fällt, oder?« Ich sagte: »Das kommt bestimmt noch. Ich habe es in der Wettervorhersage gesehen.« Er fragte immer weiter. Und tatsächlich – am dritten Tag hat es über Nacht geschneit, richtig viel, zehn bis fünfzehn Zentimeter. Wir wachten auf und suchten Anup – und fanden ihn vor der Tür mit einem riesigen Selfie-Stick. Er machte Fotos und schickte sie in die Welt. Im T-Shirt! Ein wunderbares Erlebnis, an das wir uns als Familie gerne erinnern. Und wir sind immer noch mit Anup in Kontakt. Er ist Pfarrer geworden und Dozent am Theologischen College der Gossner Kirche.

Welche Bedeutung haben solche Programme für die Missionswerke und die Kirche überhaupt?

ULRICH SCHÖNTUBE: Als ich Pfarrer in Frohnau wurde, kamen zwar hin und wieder Freiwillige aus den Partnerkirchen des Berliner Missionswerkes nach Deutschland. Aber jetzt wurde ein richtiges Programm daraus. Ich erinnere mich gut an viele Gespräche, in denen gesagt wurde: Wir brauchen unbedingt den anderen Blick! Wir wollen nicht nur Jugendlichen aus Deutschland ermöglichen, in die Welt zu ziehen, sondern auch Menschen aus den Partnerkirchen ein Jahr in Deutschland ermöglichen. Freiwilligendienste stehen nicht selten in der Kritik – zugespitzt in dem Vorwurf des »White Saviorism«. Men-





schen aus dem Globalen Norden würden sich dazu berufen fühlen, in Ländern des Globalen Südens Entwicklungs-, Bildungs- oder Hilfsarbeit zu leisten. Diese Kritik nehmen wir durchaus ernst. Ich finde aber: Wenn es gegenseitige Lernerfahrungen sind – zu denen auch kulturelle

Erfahrungen in einer Familie gehören – dann ist das eine wunderbare Sache. Und das ist ja durchaus vergleichbar mit den Erlebnissen unserer Freiwilligen, wenn sie beispielsweise zum ersten Mal nach Jordanien kommen. Auch da gibt es Lernprozesse, die man zu Hause weitererzählt. Vielleicht klingt das Freiwilligenjahr zu Beginn für manche ein wenig wie Urlaub. Auch das gehört dazu. Die jungen Menschen tauchen ein in eine andere Kultur – und das sind Erfahrungen, die sie mitnehmen und weiter erzählen.

Wenn junge Menschen heute nach einem sinnvollen Einstieg ins globale oder ökumenische Engagement suchen – wo würden Sie ihnen empfehlen, anzufangen?

ULRICH SCHÖNTUBE: Ein Zugang wäre beispielsweise, einen Freiwilligendienst zu machen. Einmal am Kochtopf des anderen gestanden haben – da lernt man am meisten. Und daraus erwachsen Erfahrungen. Wenn ich auf kleinere Organisationen schaue: Da entstehen Jugendnetzwerke, die mitunter sehr kritisch auf Missionswerke schauen. Aber das ist Ausdruck eines eigenen Lernwegs – und den sollten wir hören. Das ist unsere Aufgabe als Missionswerk: Zugänge ermöglichen. Der Weg in etablierte ökumenische Arbeitskreise – das ist vielleicht die »Krone«, der Abschluss. Wir sollten nicht geringschätzen, wenn jemand einen Freiwilligendienst gemacht hat und sich vielleicht erst zehn Jahre später wieder erinnert – vielleicht ein Projekt unterstützt oder selbst einen Freiwilligen aufnimmt. Ich glaube, wir sind da im besten Sinne Menschen, die säen. Und manchmal geht etwas erst viel später auf. Da muss man geduldig sein. Aber ein Freiwilligendienst ist auf jeden Fall ein guter Start.

Wenn Sie selbst die Gelegenheit hätten, für ein Jahr ins Ausland zu gehen – wohin würden es Sie ziehen?

ULRICH SCHÖNTUBE: Ich glaube, das wäre der ostasiatische, pazifische Raum. Nicht, weil es

besonders weit weg ist, sondern weil ich glaube, dass der kulturelle Lernprozess dort besonders intensiv ist. Meine ersten ökumenischen Erfahrungen habe ich in Sambia gemacht. Ich war viel in Indien, aber auch in West- und Osteuropa unterwegs. Bei einem Besuch in Korea habe ich mich mit dem Wirken Karl Gützlaff auseinandergesetzt. Er war im frühen 19. Jahrhundert einer der ersten protestantischen Missionare in China und verbreitete christliche Schriften in ostasiatischen Sprachen. In der Beschäftigung mit ihm habe ich gemerkt: Das würde ich gerne tiefer einzusteigen.

Was genau interessiert Sie daran?

ULRICH SCHÖNTUBE: Welchen Ausdruck das Evangelium in diesen asiatischen Kulturen findet. Was heißt es, Christ:in zu sein in einem konfuzianischen oder hinduistischen Kontext? Es gibt eine lange Tradition der Missionsgeschichte, in der das bedacht wurde – etwa im 17. Jahrhundert: Missionare, die sich landessüdlich kleideten, Konfuzianismus studierten. Oder denken wir an den Jesuiten Roberto de Nobili, der im 18. Jahrhundert wie ein Hindu auftrat und sich als Brahmane kleidete. Er lernte Sanskrit und Tamil, um das Christentum im kulturellen Kontext zu verkünden. Sein Ansatz war umstritten, prägte jedoch die Missionsgeschichte nachhaltig. Die Intensität dieses kulturellen Transfers fasziniert mich.



Zum Abschluss des Interviews: Stellen Sie sich vor, Sie hätten die Gelegenheit, eine große Plakatwand auf dem Alexanderplatz mit einem einzigen Satz zu gestalten – was stünde dort?

ULRICH SCHÖNTUBE: Gottes Liebe trägt die Welt.

Und warum dieser Satz?

ULRICH SCHÖNTUBE: Weil Lieblosigkeit und Rechthaberei so viele Konflikte unnötig vertiefen. Das sieht man auf allen Ebenen: etwa in den aktuellen Debatten, wenn von einer Spaltung der Gesellschaft die Rede ist. Jeder hat eine Meinung, jeder korrigiert den anderen. Aber man merkt kaum noch, was dazwischen eigentlich geschieht. Statt von der Seitenlinie alles besser wissen zu wollen, sollten wir fragen: Was sind eigentlich die Quellen, die uns verbinden? Deshalb dieser Satz.

ÜBERBLICK

Inwärts in Zahlen

14

Freiwillige sind
2023/2024 aktiv

davon **4**

Frauen

und **10**

Männer

15

Teilnehmer:innen
pro Jahrgang im
Durchschnitt

Die Jüngste
Freiwillige war

18

Jahre,

die älteste
Teilnehmerin

30

Jahre alt.

12

Partnerländer

Rund

20

soziale und
kirchliche
Einsatzstellen

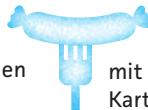
25

Tage
Begleitseminare

Beliebtester
Whatsapp-Emoji



Lieblingsessen
der
meisten
Freiwilligen



mit
Kartoffelsalat

KIRCHENTAG



Fünf Tage lebendige Ökumene in Hannover

Sally Azar beeindruckte mit ihrem bewegenden Auftritt zur Lage der Christ:innen in Palästina, beim Incoming-Day tauschten junge Freiwillige aus dem Globalen Süden ihre Erfahrungen aus, und mitten in Hannovers Innenstadt verwandelte sich der Platz der Weltausstellung zum »**WeltSpiel**«. Das Berliner Missionswerk war vom 30. April bis 4. Mai beim **39. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover** präsent – als Stimme der Ökumene und Plattform für internationalen Austausch. Fünf Tage intensiver Dialog – die Arbeit geht weiter!

Mehr Info:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles/meldung/zwischen-podium-und-partnerkaffee-kirchentag-in-hannover

KOREA



Mokpo-Schwestern zu Gast an der Gedächtniskirche

Am 22. Juni besuchte die kleine, kämpferische Diakonissen-Gemeinschaft aus Südkorea die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und traf **Barbara Hustedt** vom Berliner Missionswerk. Die Gemeinschaft, seit über 40 Jahren im Geist Jesu Christi aktiv, verbindet diakonisches Engagement mit **politischer Solidarität**. Der Austausch in Berlin zeigt: Diese Verbindung bleibt lebendig und neugierig auf das, was noch kommt.

Mehr Info:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles

BETHLEHEMSKIRCHE



Erinnerung, die verbindet

Im Juni versammelten sich viele Gäste auf dem Bethlehemkirchplatz in Berlin-Mitte zur Gedenkveranstaltung »30 Jahre Städtepartnerschaft Berlin–Prag – 300 Jahre Böhmen in Berlin«. Die Kunstinstallation »**Memoria Urbana**« des spanischen Künstlers **Juan Garaizabal** erinnert an die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Bethlehemkirche, einst Zufluchtsort böhmischer Glaubensgeflüchteter. Der tschechische Botschaftsrat **Petr Kubera** betonte die Bedeutung des Ortes für Berliner:innen und tschechische Gäste. Bischof **Theodor Clemens** hob hervor: »Wir brauchen Orte der Erinnerung.« Die Veranstaltung, begleitet von einer Andacht und Musik, setzte ein Zeichen für gelebte Solidarität. Veranstalter:innen waren Brüdergemeine, Reformierte Gemeinde, Lux Bethlehem und das Berliner Missionswerk.

Mehr Info:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles

140 JAHRE KONGOKONFERENZ

Mission und Dekolonialisierung

Im Mai lud der Ökumenische Rat der Kirchen ein zur Konferenz: »**Berlin 1884–1885 and Anti-Black Racism**«. Anlass war die »Kongokonferenz« vor 140 Jahren, auf der die koloniale Aufteilung Afrikas durch westliche Staaten beschlossen wurde. »Die aktuelle Konferenz ermutigte dazu, als weltweites ökumenisches Netzwerk gemeinsam gegen Rassismus vorzugehen«, so Afrika-Referent **Dr. Martin Frank**, der gemeinsam mit vielen Gästen die Ausstellung des Berliner Missionswerkes besuchte.

Mehr Info:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles/meldung/mission-kolonialismus-und-ein-neuer-aufbruch

FACEBOOK

Immer mittendrin



Auf Facebook zeigen wir unsere **lebendige Partnerschaftsarbeit**

– vor Ort und weltweit. Wir geben Einblicke in ökumenische Projekte sowie in die **vielfältigen Arbeitsbereiche** des Berliner Missionswerks. Erfahren Sie, wie engagiert das Missionswerk ist – und bleiben Sie informiert über unsere Veranstaltungen, Themen und Projekte.

Folgen Sie uns auf Facebook:

→ facebook.com/BerlinerMissionswerk



INSTAGRAM

Live dabei



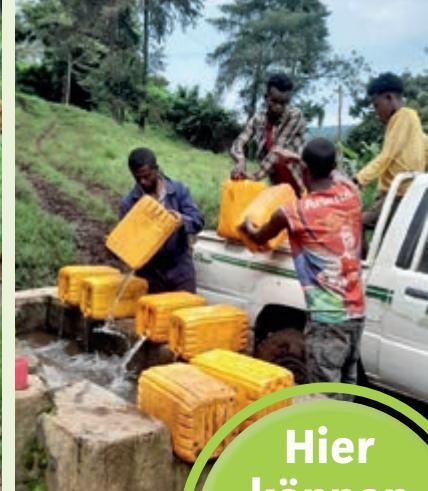
Ob in Berlin, Dessau oder Dortmund: Unsere **Inwärts-Freiwilligen** in Deutschland engagieren sich in Gemeinden und Projekten – und teilen ihre spannenden Erfahrungen auf **Instagram!** Auch Freiwillige, die weltweit – etwa in Tansania oder Kuba – im Einsatz sind, berichten regelmäßig aus ihrem beeindruckenden Alltag. Auf dem Instagramkanal gibt es zudem wichtige Infos zu **Einsatzländern, Bewerbungsfristen und Fördermöglichkeiten**. Neugierig geworden? Folgen Sie dem Freiwilligenprogramm!

@ freiwilligendienst_bmw

Folge uns!



TAGUNG



Hilferuf aus Äthiopien

Nachdem die 30 Jahre alte Wasserpumpe der **Bethel Evangelical Secondary School** im bürgerkriegsgeplagten Westen Äthiopiens versagt hat, müssen die Schüler:innen und Mitarbeitenden der Schule täglich bis zu drei Stunden laufen um Wasser zu bekommen.

Wertvolle Zeit, die eigentlich fürs Lernen und Erholen gedacht ist. Die Schule in Dembi Dollo gibt 450 Schüler:innen eine **Perspektive durch Bildung**. Die Schüler:innen sowie die Mitarbeitenden und ihre Familien sind auf eine funktionierende Wasserversorgung angewiesen. Helfen Sie mit ihrer Spende dabei, eine neue Pumpe für die Schulgemeinschaft anzuschaffen! **Vielen Dank!**

Spendenkonto:

Berliner Missionswerk, Evangelische Bank
IBAN: DE86 5206 0410 0003 9000 88
Stichwort: Wasserpumpe BESS



Hier
können
Sie
helfen!

Kirchen in autoritären Kontexten

Kirchen sehen sich weltweit zunehmend durch staatliche Vorgaben und nationale Tendenzen eingeschränkt. Die Tagung »Kirchen in autoritären Kontexten« an der Missionsakademie Hamburg beleuchtet vom **18. bis 19. November 2025**, wie Christ:innen unter solchen Bedingungen weiterhin offen kommunizieren können. Referent:innen, u.a. **Barbara Neubert** (Berliner Missionswerk), stellen Beispiele vor, unter anderem aus China, Russland und Indien. Anmeldung bis **1. November** an info@missionsakademie.de.

Mehr Info:

→ tagungshaushamburg.com

Ihre WeltBlick fürs Smartphone und Tablet!



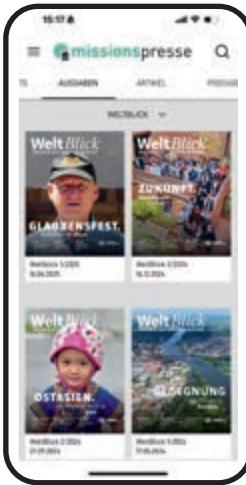
Laden Sie einfach in Ihrem App-Store die »Missionspresse«-App herunter und klicken Sie auf die WeltBlick. Die Artikel lassen sich dort bequem einzeln aufrufen und bei Bedarf vergrößern. Mit zusätzlichen Infos, Links und Vorlesefunktion!

Jetzt herunterladen:



→ Apple App Store

→ Google Play Store

**NAHOST**

Bischof Stäblein: Krieg und Gewalt haben keine Zukunft



Bischof Dr. Christian Stäblein, Vorsitzender des Missionsrats des Berliner Missionswerks, zeigte sich im Juni in einem Brief an **Bischof Ibrahim Azar** von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) tief betroffen über das Leid in Israel und Palästina. Er beklagt den Tod von Zivilist:innen im Gazastreifen, benennt die Angriffe radikaler Siedler:innen im Westjordanland und betont zugleich Israels Recht auf Selbstverteidigung nach dem Terrorangriff der Hamas. Zentral sei die Einhaltung des humanitären Völkerrechts – insbesondere der Schutz der Zivilbevöl-

kerung im Krieg und in besetzten Gebieten. Bischof Stäblein würdigte die Arbeit der ELCJHL als **Hoffnungsträgerin**: »Ihre Pfarrer:innen und Gemeindeglieder seien, das gebe Gott, Teil des Friedens, der kommen wird.« Die seit fast 50 Jahren bestehende Kirchenpartnerschaft sei ein Zeichen lebendiger Solidarität. Stäblein bekräftigt: »Der Krieg und die Gewalt, die wir jetzt sehen, **haben keine Zukunft**.«

Den vollständigen Brief lesen Sie hier:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles/meldung/bischof-staeblein-krieg-und-die-gewalt-haben-keine-zukunft

Religion auf Instagram

Analysen und Perspektiven



Neu
in der
**Biblio-
thek**

Online glauben

Soziale Medien sind längst fester Bestandteil unseres Alltags und prägen nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche – so auch Religion. Gerade hier eröffnen Plattformen wie Instagram **neue Möglichkeiten**: zur Selbstdarstellung, zur Gemeinschaftsbildung, zur Kommunikation religiöser Inhalte. Das Werk zeigt, wie sich religiöse Ausdrucksformen im digitalen Raum verändern, analysiert die **Rolle religiöser Influencer:innen** und thematisiert globale Dynamiken sowie ethische Fragen. Die Autorinnen beleuchten, wie **traditionelle religiöse Botschaften** in sozialen Medien vermittelt werden – und welche Chancen und Herausforderungen sich daraus ergeben. Interviews mit religiösen Akteur:innen auf Instagram runden die Analyse ab und geben ihr eine persönliche Note. Lesenswert für alle, die sich mit der digitalen Zukunft von Religion beschäftigen!

René Helbig, Bibliotheksleiter

RELIGION AUF INSTAGRAM: ANALYSEN UND PERSPEKTIVEN

Viera Pirker, Paula Paschke (Hg.)

Freiburg: Herder, 2023

Signatur in der Bibliothek: KÖ 176

→ bibliotheken-ekbo.de/suchen-finden.html

Wir freuen uns über die zahlreichen Reaktionen auf das neue Buch. Die vielfältigen Beiträge, die intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte und Gegenwart des Berliner Missionswerks sowie die kritischen Perspektiven stoßen auf großes Interesse. Als Auftakt zu einer hoffentlich lebendigen Debatte dokumentieren wir hier einen Kommentar von Gerd Decke, von 1993 bis 2005 Referent im Berliner Missionswerk und dem Werk seit dieser Zeit eng verbunden.



Kritisch erinnern

Gerd Decke über »Mission:Reflexion. 200 Jahre Berliner Mission«

Der Band *Mission:Reflexion* bringt viele interessante Beiträge – beginnend mit dem Zeitstrahl der völlig neu gestalteten Ausstellung zur 200-jährigen Geschichte der Berliner Mission. Die Vielfalt der Artikel ist beeindruckend. Auf jeden Fall war es eine umfangreiche und anspruchsvolle Aufgabe für den Herausgeber Martin Frank, Afrika-Referent des Berliner Missionswerks. Er hat versucht, dem ganzen Missionswerk gerecht zu werden – in seiner gegenwärtigen, komplexen Gestalt als Ökumenisches Zentrum der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts. In mehreren thematisch ausgerichteten Beiträgen ist das sehr gelungen. Das gesamte Buch ist ein nicht einfach zusammenzustellendes, vielgestaltiges Mosaik von Personen, Gemeinden, Situationen, Zeiten und Themen. Dafür gebührt Martin Frank großer Dank.

Die Problematik »Mission und Kolonialismus« wird bereits im Vorwort von Bischof Christian Stäblein, dem Vorsitzenden des Missionsrats, angesprochen. Er hebt positiv hervor, »dass sich das Berliner Missionswerk auf den Weg gemacht hat, die eigene Geschichte vor dem Hintergrund wachsender Sensibilität für das Handeln Deutschlands als Kolonialmacht aufzuarbeiten. Die präzise Beschäftigung mit der Geschichte der Mission und die Darstellung ihres Verhältnisses zu den politischen und kulturellen Aktivitäten in den ehemals vom Deutschen Reich kolonisierten Ländern ist wichtig, ja essentiell.« Allerdings war nur eines der drei Berliner Missionsgebiete – Südafrika, Ostafrika, China – tatsächlich eine deutsche Kolo-

nie, nämlich Deutsch-Ostafrika/Tanganjika von 1891 bis 1918. Interessant wäre also zu fragen, inwieweit koloniales Denken auch dort wirksam war, wo das eigene Land nicht die Kolonialmacht war – etwa als Ausdruck eines allgemeinen Überlegenheitsgefühls weißer Europäer. Dieses besondere Problem wird im Buch nicht behandelt.

Das erste Kapitel besteht aus einem »Zeitstrahl« – einem raschen Durchgang durch die Geschichte der Berliner Mission auf 13 Seiten kleingedrucktem Text. Einige inhaltlich problematische und möglicherweise diskriminierende Begriffe, Aussagen und Absätze sind mit Schrägstrichen durch die Buchstaben hindurch als frag-würdig markiert, etwa /Heiden/, /rassistisch/ oder /»der maßlose Hochmut des confuzianischen Chinesentums«/ – Letzteres ein zeitgenössisches Zitat eines Missionars aus dem sog. /Boxer/-Krieg von 1900. Ist das diskriminierend? Da China sich selbst als »Reich der Mitte« bezeichnet, ist das im Wortsinn frag-würdig. Doch brauchen Leser solche Schrägstriche, um das richtig einschätzen zu können? /Heiden/ etwa ist aus biblischer Sicht keineswegs negativ konnotiert – die Bibel bezeichnet die nicht-jüdischen Völker als gojim (Heiden), die am Ende der Zeiten zum Zion pilgern werden (Jes 2).

Im dritten Kapitel wird erstmals die »Stellungnahme des Berliner Missionswerks zur Geschichte der Berliner Mission in Südafrika« von 2000 ausdrücklich thematisiert. Ihre deutliche Kritik an Kolonialismus, Rassismus und europäischem Überlegenheitsgefühl wird zitiert. Meike Waechter stellt in ihrem



**HABEN SIE AUCH EINE MEINUNG
ZUM BUCH? SCHREIBEN SIE UNS!**

→ redaktion@berliner-missionswerk.de

Beitrag fest, dass diese Stellungnahme in der alten, inzwischen völlig neu gestalteten Ausstellung des Missionswerks gar nicht vorkam – und damit auch die Haltung kritischer Selbstreflexion, die sie prägt, nicht erkennbar war. 2014 zeigte sich »ein einseitig positiver Blick auf die Geschichte der Missionare [...] geprägt von der Darstellung rassistischer Stereotype«. Es fehlte »ein differenzierter Umgang mit der eigenen belasteten Geschichte«.

Konsequent wäre es da gewesen, sie kritisch zu reflektieren, zumal sie vor 20 Jahren zum 30jährigen Jubiläum der ELCSA von den Diözesen sowohl sehr kritisch als auch sehr positiv aufgenommen wurde und Bischof Phaswana zur Idee einer gemeinsamen Konsultation von ELCSA und Berliner Missionswerk über die politische Verantwortung von Christen und Kirchen inspirierte. Die Vermeidung des Begriffs »Schuldbekenntnis« zugunsten von »Stellungnahme«, obwohl im Text immer wieder von Schuld die Rede ist, verweist auf ihre ambivalente Haltung. Denn im Fazit aller sechs Abschnitte und im Schlussabsatz heißt es unmissverständlich: »Wir bitten Gott und unsere Mitchristen in Südafrika um Vergebung für alle Schuld, die wir wissentlich und unwissentlich auf uns geladen haben [...] Vor allem aber danken wir Gott, dass er der Sünde und dem Unrecht der Apartheid ein Ende bereitet hat.«

Ein bedeutender, im Buch leider nicht erwähnter Schritt zu politischem Engagement war 1977 die Kritik des neuen Referenten für den Kirchlichen Entwicklungsdienst/Horn von Afrika, Gunnar Hasselblatt, am »Roten Terror« in Äthiopien. Es folgte ein Einreiseverbot für ihn – er war der einzige Vertreter deutscher Missionswerke, der die sozialistische Militärdiktatur so scharf kritisierte. 1982 wurde ein Bombenanschlag auf ihn versucht, und auf Druck der äthiopischen Regierung kam es zu einer 13-jährigen Unterbrechung der Partnerschaft mit der Äthiopischen Evangelischen Kirche Mekane Yesus. Solche Geschichten politischer Parteinahme für Unterdrückte sind wesentlich für die Überwindung kolonialer und rassistischer Muster in Mission und Kirche. Auch deshalb erhielt das neu vereinte Missionswerk 1991 von der Ost-West-Synode der damaligen Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg den Auftrag, »auf das Leiden, das Unrecht, die Verletzungen der Menschenrechte in Ländern der Partnerkirchen und im eigenen Lande hinzuweisen und für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einzutreten und bestätigte damit eine Neufassung des Missionswerksgesetzes durch die Regional-Synode der Westregion von 1990.« Daraus entstand 1995

ein Heft mit theologischer und historischer Einleitung über »Menschenrechte in der Arbeit des Berliner Missionswerks« – in den Ländern seiner Partnerkirchen und, neu, auch in Deutschland.

In Kapitel 7 geht es um die Nachkriegszeit von »Teilung und Einheit« (1949–1991) – ein institutionell vielschichtiger Prozess. Hier bietet der frühere Direktor Ekkehard Zipser eine überzeugende Darstellung der Entwicklung der Berliner Mission mit ihrem Hauptsitz in Ost-Berlin und der zunehmend wichtigeren Dependance in West-Berlin. Von dort aus erfolgten die operationalen finanziellen und personellen Unterstützungsleistungen für Missionare, Projekte und Partnerkirchen. Damals entstanden, angeregt durch Dean Henock Seloane vom neuen Kirchenkreis Soweto, die Partnerschaftsbeziehungen zwischen West-Berliner Kirchenkreisen und Gemeinden mit der ELCSA und der ELCT und durch Missionsdirektor Uwe Hollm die Entsendung von missionarisch-diakonischen Helferinnen (jetzt: ökumenische Freiwillige) in die Partnerkirchen. Zipser beschreibt auch die komplexen Umstände der Zusammenführung von Ost und West. Authentische historische Einblicke bietet der Rückblick des Ost-Berliner Missionsdirektors Christfried Berger (»Von der ‚Apostelfabrik‘ zum ‚Ökumenischen Zentrum‘«) aus dem Jahr 1991. Eine lebendige Innenperspektive liefert außerdem Markus Meckel, der als Kind und Jugendlicher in der DDR das missionarisch geprägte Leben im Missionshaus und im Paulinum – der Ausbildungsstätte für Theologen auf dem zweiten Bildungsweg – miterlebte.

Gewiss ist es für viele Leserinnen und Leser nicht leicht, sich in der Vielzahl von Schauplätzen, Ländern, Völkern und Namen zurechtzufinden. Aber gerade deshalb bietet der Band die Chance, bislang Unbekanntes zu entdecken – und spiegelt damit zugleich die vielschichtige Geschichte des Berliner Missionswerks wider.



Gerd Decke

war im Berliner Missionswerk von 1993 bis 2005 Referent für das Südliche Afrika, das Horn von Afrika, Korea und Japan.

Menschen mit Mission



Jong-Sook Ro

leitet seit 2021 als Oberin die ökumenische Gemeinschaft Diakonia Mokpo in Südkorea, die eng mit dem Berliner Missionswerk zusammenarbeitet. Die Gemeinschaft engagiert sich in sozialen Projekten wie Seniorenpflege, Stipendien für benachteiligte Kinder und Unterstützung für Geflüchtete. Gemeinsam mit dem Berliner Missionswerk setzt sie sich für soziale Gerechtigkeit und diakonisches Handeln ein. Unter der Leitung von Jong-Sook Ro entstand in Cheon-An, südlich von Seoul, das »Haus für Spiritualität und Frieden« als Ort für Begleitung und Fortbildung. In Cheon-An befindet sich heute auch das Mutterhaus der Mokpo-Schwestern.



Henriette Greulich

zieht bis heute Motivation aus ihrem Freiwilligendienst in Tansania, den sie 2015/2016 mit dem Berliner Missionswerk absolvierte. Dort erlebte sie, wie trotz kultureller Unterschiede echte Freundschaften entstehen. Ihr Freiwilligenjahr stärkte ihren Wunsch, sich für eine offene, gerechte Gesellschaft und eine Kirche einzusetzen, die sich aktiv gegen Diskriminierung wendet. Gerade hat sie ihr Masterstudium in Politik und Verfassung abgeschlossen und ist derzeit Praktikantin bei der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit im Projekt »Religion für nachhaltige Entwicklung«. Bis heute ist sie leidenschaftlich ehrenamtlich aktiv:

Als Vorsitzende der europäischen Region des Weltverbands christlicher Studierender ist es ihr Herzensanliegen, junge Menschen aus aller Welt miteinander zu vernetzen.



Karsten Wolkenhauer

ist neuer Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Anhalts. Am 29. März wurde er in einem Festgottesdienst in der Kirche St. Jakob in Köthen feierlich in sein Amt eingeführt. Zuvor war Wolkenhauer Pfarrer in Berlin-Nikolassee. Künftig wird er die Landeskirche Anhalts auch im Missionsrat vertreten – Anhalt ist neben der EKBO eine der beiden Trägerkirchen des Berliner Missionswerks. Neben seiner theologischen Ausbildung und Erfahrung als Gemeindepfarrer bringt der neue Kirchenpräsident außerdem Expertise als Unternehmens- und Personalberater sowie als Referent im EKD-Kirchenamt mit. »Mein Ziel ist es, den Ideentransfer, den die Ökumene bietet, neu zu beleben«, betonte Karsten Wolkenhauer gegenüber dem Berliner Missionswerk.

→ landeskirche-anhalts.de



Addy Ala und Bayan Qatoush

kommen aus Battir bei Jerusalem bzw. Beit Ummar bei Hebron und studieren gemeinsam am Community College von Talitha Kumi in Beit Jala. Sie gehören zu neun Studierenden, die aus 45 Bewerbungen ausgewählt wurden, um ein Praktikum im Berliner Tagungshotel Dietrich-Bonhoeffer-Haus zu absolvieren. Für beide war es das erste Mal, dass sie das Westjordanland verlassen konnten. Bei einer »Arabischen Nacht« auf Schwanenwerder, in der Evangelischen Bildungsstätte, begeisterten sie die Gäste mit palästinensischem Essen und ihren traditionellen Kleidern.

→ talithakumi.org/de/hotelfachschule



Peter Dennebaum

verstärkt seit Mai das Team von Matthias Puppe im Referat Migration/Integration – als neuer Pfarrer für die mobile Beratung im Sprengel Berlin. Der Mainzer bringt reichlich Erfahrung mit: sechs Jahre als Personalentwickler in der Wirtschaft, sechs Jahre in den USA, neun Jahre Gemeindepfarrer in Hessen-Nassau und zuletzt drei Jahre in der Diakonie Berlin-Lichtenberg. Zudem engagiert sich Peter Dennebaum für die Grünen und ist dort unter anderem Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft Christ:innen. Parallel zu seiner Tätigkeit beim Missionswerk ist er mit einer halben Stelle bei der Evangelischen Studierendengemeinde in Potsdam unterwegs, wo er Lebens- und Glaubensfragen beantwortet. »Beides sind wichtige Themen für mich – die Stelle ist ein Träumchen!«, sagt Peter Dennebaum. Herzlich willkommen im Berliner Missionswerk!



Pirmin Hinderling

war 2022/2023 als Freiwilliger des Missionswerks in der evangelischen Gemeinde Hermannstadt in Siebenbürgen, wo er sich mit viel technischem Know-How einbrachte. So programmierte er unter anderem ein digitales Musikarchiv, das die Gemeinde bis heute nutzt. »Diese praktischen Erfahrungen hatten großen Einfluss darauf, dass ich heute Informatik studiere«, blickt Pirmin Hinderling zurück. Auch nach seinem Freiwilligendienst bleibt er dem Programm verbunden: Viele Kontakte bestehen bis heute, und mit seinen technischen Fähigkeiten unterstützt der Informatikstudent das Missionswerk weiterhin. So entwickelte er ein Tool, das die Kommunikation und Organisation des Freiwilligenprogramms effizienter gestaltet.



Rena Salah

studiert Technisches Management und Marketing an der Hochschule Hamm-Lippstadt und war 2023 Inwärts-Freiwillige des Berliner Missionswerks in Dessau. Beste Voraussetzungen, um nun den Instagram-Auftritt des Freiwilligenprogramms zu unterstützen: Auf Instagram möchte sie die Erfahrungen der Freiwilligen authentisch abbilden: Besonders wichtig ist ihr, die wertvollen Erfahrungen, die sie in Deutschland gesammelt hat, weiterzugeben: »Ich möchte junge Menschen in Palästina ermutigen, Neues auszuprobieren und sich nicht auf die üblichen Studien- oder Arbeitswege zu beschränken, die wir zu Hause oft einschlagen.«

→ [@freiwilligendienst_bmw](https://www.instagram.com/freiwilligendienst_bmw)



Stefanie Jüngerkes und Laurette Abu Jaber

verbindet eine langjährige Partnerschaft: Jüngerkes ist Geschäftsführerin der HOSPES Evangelisch-Tagen GmbH, Abu Jaber leitet das Talitha Kumi Community College. Gemeinsam fördern sie den Austausch zwischen beiden Einrichtungen. Jährlich absolvieren Berufsschüler:innen aus Palästina ein Praktikum in den HOSPES-Häusern, dort lernen sie den Hotelbetrieb kennen. Höhepunkt ist die »Arabische Nacht«, bei der sie ihre Fähigkeiten präsentieren. Auch das Berliner Missionswerk, Träger des Community College, ist regelmäßig zu Gast. Stefanie Jüngerkes »Dieser Austausch ist ein sinnstiftender Beitrag unserer christlichen Einrichtung zur internationalen Verständigung«. »Und unseren Schüler:innen sehen, dass sie weltweit Chancen ergreifen können!« ergänzt Laurette Abu Jaber.



Dr. Martin Frank

Von Kolleg:innen für Sie gelesen: Menschlich bleiben

Toni Morrison zählt für mich zu den wunderbarsten Schriftstellerinnen überhaupt. Die Literaturnobelpreisträgerin (1993) hat mit Romanen wie *Sehr blaue Augen*, *Solomons Lied* und insbesondere *Menschenkind* Werke geschaffen, die mich tief berührt haben – durch ihre Poesie wie durch die intensive Auseinandersetzung mit den Folgen der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

1983 veröffentlichte Morrison ihre einzige Kurzgeschichte: *Rezitativ*, kürzlich ins Deutsche übersetzt. Der Titel verweist auf den musikalischen Sprechgesang des Barock – und genauso liest sich die Geschichte: wie ein sprachlicher Sprechgesang aus der Sicht eines der beiden Mädchen, um die es geht. Die Erzählung wirbelt unsere rassistischen Klischees und Vorurteile gründlich durcheinander. Morrison selbst sieht den Text als Experiment: ein Versuch, »zur Entfernung aller rassistischen Codes aus einer Erzählung über zwei Charaktere unterschiedlicher Hautfarbe, für die die ethnische Identität von entscheidender Bedeutung ist.«

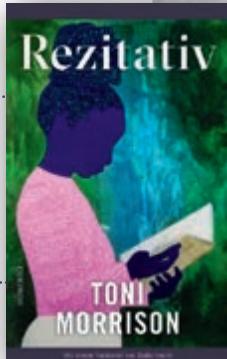
Twyla und Roberta lernen sich als Kinder in einem Internat kennen – eine hat schwarze, die andere weiße Hautfarbe. Doch bis zum Ende der Erzählung erfahren wir nicht, wer welche Hautfarbe hat. Und genau das bringt uns ins Stolpern: Wir ertappen uns dabei, wie wir nach Hinweisen suchen, als sei die Hautfarbe entscheidend für das Verständnis der Geschichte. Ist Robertas Mutter schwarz, weil sie ein Kreuz trägt und eine Bibel unter dem Arm? Muss Twylas Mutter weiß sein, weil sie ihr Kind vernachlässigt und ständig tanzt? Jahre später, bei einem Schulstreik, an dem sich die nun erwachsenen Frauen erbittert beteiligen, weil ihre Kinder mit dem Bus in ein anderes Viertel gebracht werden sollen (Segregation?), wird nicht klar, wer hier für welche Seite kämpft. Morrison konfrontiert uns mit unseren eigenen Ressentiments und spielt geradezu mit ihnen. Das gelingt ihr überzeugender als viele Sachbücher zum Thema Rassismus. Ihre Erzählung ist ein Meisterwerk über »Othering«. Stets bleibt das entscheidende – aber ist es das wirklich? – Detail verborgen: Was ist typisch für »uns«, was für die vermeintlich »Anderen«? Gibt es überhaupt schwarze oder weiße Kulturen, Lebenswege, Musik, Stadtteile oder Sprachen?

Die Frage nach unserer Menschlichkeit ist für mich der Kern von Morrisons Gesamtwerk. Im *Rezitativ* wird diese Frage anhand von Maggie verhandelt – einer älteren, körperlich eingeschränkten Frau, die im Internat putzt. Die beiden Mädchen, selbst Außenseiterinnen, erklären Maggie zur »Nicht-Person« – so machtlos, dass sie getreten gehört. Der Sprechgesang schildert aus verschiedenen Perspektiven, ob die Mädchen Maggie misshandelt haben. Täuscht die Erinnerung? Ist es wirklich geschehen? Wenn ja, warum?

Twyla erlebte, nicht von ihrer (immer tanzenden) Mutter beachtet zu werden. Ihren Schmerz und ihre Wut überträgt sie nun auf Maggie. Twyla sagt: »Ich hatte sie nicht getreten ... aber ich hätte es gewollt. Wir haben zugeschaut, haben nicht versucht, ihr zu helfen ... Maggie war meine tanzende Mutter. Taub, wie ich glaubte, und stumm. Kein Mensch dadrinnen. Kein Mensch, der hörte, wenn man nachts weinte.« Gibt es dieses »Kein Mensch dadrinnen« wirklich? Was macht unsere Menschlichkeit aus, jenseits aller Zuschreibungen? Wie gelingt Zusammenleben, ohne dass wir ständig unsere Integrität infrage stellen lassen müssen? Wie können wir Menschen sein, »dadrinnen«? Toni Morrison zeigt uns poetisch und humorvoll, wie wir menschlich bleiben.

REZITATIV

Toni Morrison
Rowohlt Buchverlag 2023,
96 Seiten, 20 €
ISBN: 978-3-498-00364-7



Einsatzstellen und Unterkünfte für Inwärts-Freiwillige gesucht!



Sie sind Teil einer Kirchengemeinde oder sozialen Einrichtung innerhalb der EKBO oder der Landeskirche Anhalts? Sie möchten jungen Menschen die Möglichkeit bieten, sich im Rahmen unseres Inwärts-Freiwilligenprogramms zu engagieren? Wir suchen spannende Einsatzstellen in Gemeinden und sozialen Projekten sowie passende Unterkünfte für unsere Freiwilligen aus weltweiten Partnerkirchen. Unterstützen Sie junge Menschen dabei, Erfahrungen zu sammeln, Gemeinschaft zu erleben und Zusammenhalt zu stärken.

Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme!

Ansprechperson: Lusine Zeytunyan

📞 030 243 44 319 ⏤ freiwilligenprogramm@bmw.ekbo.de

Schenken mit Sinn: Keramik aus iThemba Labantu



Tun Sie Gutes und verschenken Sie einzigartige Keramik aus dem Bildungszentrum iThemba Labantu in Kapstadt – inspiriert

von den leuchtenden Farben Südafrikas. Mit Ihrem Kauf unterstützen Sie das diakonische Zentrum iThemba Labantu – Xhosa: »Hoffnung für die Menschen« – in der Township Philippi. Inmitten sozialer Not finden junge Menschen hier neue Perspektiven. Das Atelier leitet der preisgekrönte Künstler Mfuneko Dingiswayo: »Unsere Keramikgefäße spiegeln die kraftvolle Kultur unserer Gemeinschaft in Philippi wider. Vom Formen des Tons bis zum letzten Pinselstrich entsteht jedes Stück in liebevoller Handarbeit.«



Die Keramik erwerben Sie bei Axel Seelig:

📞 030 243 44 194 ⏤ a.seelig@bmw.ekbo.de

→ berliner-missionswerk.de/spenden-helfen/kunsthandwerk



**Hier
können Sie
helfen!**

Aus *Trauer* wird *Zukunft*

In Ägypten stehen junge Witwen oft ganz allein da. Viele Frauen haben kaum Zugang zu Bildung oder Erwerbsarbeit. Sie werden früh verheiratet, kümmern sich um die Kindererziehung, während der Ehemann das Einkommen sichert. Stirbt er, bricht diese Lebensgrundlage zusammen. Ohne staatliche Unterstützung rutschen viele Witwen in Armut – oder geraten in Ausbeutung.

Doch es gibt Hoffnung: Unsere Partnerkirche, die Koptisch-Evangelische Kirche (Nilsynode), bildet Witwen zu Schneiderinnen aus. Nach dem Abschluss erhalten

sie eine eigene Nähmaschine und Unterstützung für den Einstieg in ein selbstbestimmtes Leben.

Ihre Spende ermöglicht:

- die Ausbildung zur Schneiderin,
- die Anschaffung einer Nähmaschine,
- der Aufbau neuer Perspektiven.

Bitte helfen Sie mit, Frauen in einer verzweifelten Lage die Chance auf eine bessere Zukunft zu schenken.

Jede Spende zählt. Danke!

Spendenkonto

Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN: DE86 5206 0410 0003 9000 88

Kennwort

Kennwort »Weltblick Witwenprojekt«

